

Provinzliteratur oder Literaturprovinz?

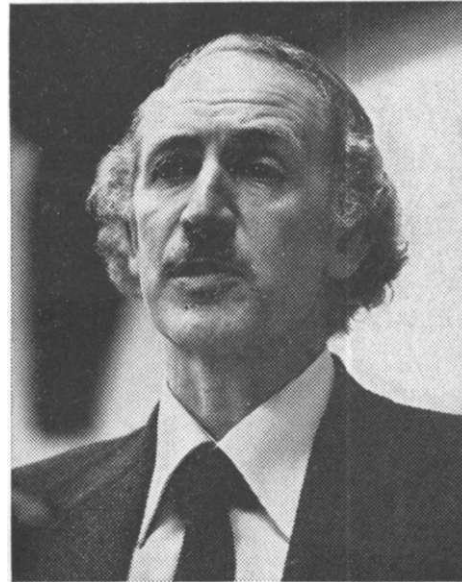
Hermann Bausinger

Prof. Dr. Hermann Bausinger (Jahrgang 1926) ist Ordinarius für Empirische Kulturwissenschaften an der Universität Tübingen. - Veröffentlichungen u. a.: »Formen der Volkspoesie« (Berlin 1968); »Volkskunde / Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse« (Berlin 1972.); »Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen« (Frankfurt 1972.). - Der hier abgedruckte Textfassung liegt der am 12. November 1976 zur Eröffnung von »Literatur live - Leser treffen Autoren« in Biberach an der Riß gehaltene Vortrag zugrunde (vgl. BuB 1977, I, 65-69).

Provinzliteratur und Literaturprovinz: diese Begriffe sind weniger präzise als prägnant, trüchtig; und es ist gerade ihre Unschärfe, die zur Betrachtung und Modellierung einlädt. Übereinstimmung dürfte bestehen hinsichtlich eines gewissen Gegensatzes in der Bewertung, auch wenn die beiden Begriffe nicht auf einer Ebene anzusiedeln sind. Provinzliteratur - das ist Literatur für die Provinz, für Leser mit mäßigen Ansprüchen, für Leute, die's nicht so merken, für ein rückständiges Publikum. Schon hier ist freilich die Anmerkung am Platze, daß die Lokalisierung einigermaßen willkürlich ist, daß sie eher einem Klischee als der Wirklichkeit entspricht. Wo wäre denn der Gegensatz? Ist Urbanität nicht längst aus den großen Städten ausgewandert, zehren nicht die Schriftsteller - an ihren Stoffen wird es deutlich! - von der Provinz, ist der Leser nicht eine stille Größe, die sich dem Planspiel des Kulturbetriebs verweigert? - Literaturprovinz trägt demgegenüber freundlichere Assoziationen mit sich.

Auch wenn die Gedanken nicht gleich zu der stilisierten Landschaft ausschweifen, in der Goethes pädagogische Provinz und Hesses Kastilien angesiedelt sind — Literaturprovinz meint eine eigene Provinz der Literatur, eine legitime Ausformung literarischen Lebens, in einem gewissen Abstand zu den kulturellen Zentren, der sich aber nicht nur negativ qualifizieren läßt.

Anhand historischer Beispiele wird dies deutlich. Lessings Drama »Minna von Barnhelm« wurde in den Jahren nach der Hamburger Ur-



Prof. Dr. Hermann Bausinger

Foto: Rupert Leser

aufführung 1767 nicht nur von Wandertruppen weit in die deutschen Provinzen hineingetragen; es fand auch Nachahmungen wie etwa das Klosterdrama eines Ulmer Augustinerchorherrn mit dem Titel »Der abgedankte Offizier oder Joseph der Gute«. Darin wird Lessings Rolleninventar auf den Kopf gestellt: der Hauptmann »Tellmann« erweist sich als Verräter, der brave Leutnant »von Tapfer« dagegen wird von Österreichs Joseph II. gerettet. Es handelt sich um ein barockes Thesendrama mit Jubelchören und Fürstenlob - ein Stück fragwürdiger Provinzliteratur.

Aber ein solches Urteil darf nicht verabsolutiert werden: Stellt man sich hinein in die Zeit vor 200 Jahren und zieht dabei andere Reiseführer zu Rate als nur die standardisierte Literaturgeschichte, dann ändert sich zwar nichts an dem Gefälle zwischen Lessing und dem Ulmer Poeten; aber es erweist sich als ein Gefälle mit fließenden Übergängen. Und zudem wird gerade am Beispiel des »Plagiats« ein eigener Horizont sichtbar, eine eigene landschaftliche Prägung - nicht im Sinne einer stammheitlichen Blut-und-Boden-Literaturgeschichte, sondern vermittelt durch die soziale und wirtschaftliche

Struktur eines ländlichen Gebietes mit vielen kleinen Städten und vielen geistlichen Herrschaften: des Heiligen Römischen Reiches Klosterwinkel folgte eigenen kulturellen Gesetzen. Zu der landschaftlichen Prägung gehört auch die Verspätung, das Verhaftetsein im Barock bis ins 19. Jahrhundert hinein; und zu dieser barocken Attitüde wiederum gehört das souveräne Verfügen über das kulturelle Angebot, das unbefangene Selbergestalten, die große Spannweite der Möglichkeiten.

Provinzliteratur? Literaturprovinz? Es ist beides: ein Bild voller Leben, Kultur nicht *über* den Köpfen schwebend, sondern gemeinsam erlebt und mitgetragen, ja mitproduziert von allen, integriert ins städtische und auch ins dörfliche Leben. Stellt man einen Vergleich an und fragt, bezogen auf die gleiche Landschaft, nach dem heutigen Zustand, so scheint die Antwort fast zwangsläufig auf eine genüßliche Bankrotterklärung hinauszulaufen. Oberschwaben, das ist kulturelles Hinterland, ist ein Stück Mittelalter, von dem *Martin Walser* gesagt hat: »Unser Mittelalter hat jetzt elektrisch Licht und eine Fabrik und ein Management und Abgeordnete, die in Bonn für es sorgen.« Ebbe also, Fehlanzeige, Fahrkarte.

Nur: der dies schrieb, ist kein Provinzler; in Frankfurt wird nicht nur abgesehen, was er schreibend produziert, auch er selbst wird in die Zentrifugen modernen Verlagsmanagements gesteckt. Und er steht nicht allein; andere Beispiele ließen sich anfügen. *Wielands* *Abdera* heißt heute Nüssen oder Weißenau; das ist vielfach böser und verstörter, zugleich unauffälliger geworden: die falschen Ansprüche unterliegen der Spartenteilung, der Feudalismus aller Schattierungen umgibt sich mit modernen Requisiten, die Verspätung wird hinter Computern versteckt, aus öffentlicher Borniertheit ist nicht selten öffentliche Paraphenseligkeit geworden.

Der Literatur kommt in solchen Verhältnissen oft nur noch die Funktion der Überhöhung zu, der ästhetischen Kompensation; eigentlich kommt sie nur in Preisverleihungen zu sich selber.

»Eine Zensur findet nicht statt«; aber wer von der Linie des Schönen abweicht, hat wenig Chancen - auch außerhalb der Literatur, dazu gibt es zu viel von den »amtlichen und ehrenamtlichen Sittenwächtern«, von denen *Josef W. Jancker* in seinen »Aufenthalten« berichtet. Im übrigen wird ein Großteil der Kunstbedürfnisse noch immer von der Kirche abgedeckt. Ein

Pater bei der Führung durch die Basilika: »Der Oberschwabe ist noch immer ein barocker Augenmensch«; im Klartext: er ist ein respektabler Fernseher, aber er liest nicht gern. Um 1800 machte sich ein Frankfurter Buchhändler Gedanken über eine »Kulturkarte von Deutschland«, die den Buchhändlern Hinweise darauf geben sollte, »auf welcher Geistesstufe« sie anzusetzen hätten. Gäbe es diese Karte heute - Oberschwaben stäche ins Auge als dunkel schattierte Entwicklungsregion.

- -: meinen die Oberschwaben. Es gibt ein oberschwäbisches Trauma, eine tiefe Verletzung aus der Zeit, in der das traditionsreiche, alte und kultivierte Land plötzlich »Neuwürttemberg« hieß. Jahrzehntlang setzte Stuttgart die Normen, direkt durch seine Gesetze und seine Beamten, indirekt durch seine Werturteile. Im Jahr 1836 bescheinigte ein Stuttgarter Diplomat den Oberschwaben Bequemlichkeit, Weichheit und Decadence; und in den »Birnkuppeln« der Kirchtürme sah er nichts als ein »Verderben des vaterländischen Baustils«. Noch hundert Jahre später erzählte man sich in Stuttgart süffisant die Anekdote, nach der eine oberschwäbische Wittfrau vor dem König Wilhelm I. einen Fußball tat und ihn ansprach »Herr Jesus Christ von Württemberg«, und solche Stiche gab es genug. Das Trauma hat nie oder fast nie zum Aufstand, zum offenen Widerstand geführt; es ist eher ein Moment der Selbstpeinigung geblieben. Wenn oberschwäbische Autoren ihre Abgeschiedenheit und die Interesselosigkeit ihrer Umgebung beklagen, dann richten sie sich ein wenig in diesem Trauma ein; unausgesprochen erscheint der andere Teil des Landes, Neckarschwaben, im Kontrast als ein Eldorado der Dichtkunst, als eine einzige Piazza literarischen Lebens.

Aber sieht man davon ab, daß Oberschwaben bis heute überwiegend bäuerliche Region geblieben ist und daß sich daraus bestimmte Rückstände erklären, dann handelt es sich um kein oberschwäbisches, sondern um ein schwäbisches Problem. Schon aus dem 17. und 18. Jahrhundert gibt es genügend Zeugnisse dafür, daß der »Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben« (um einen Titel von Balthasar Haug zu verwenden) zu wünschen übrig ließ; das alte Württemberg wurde als »regnum Pharisaeorum et Scribarum« bezeichnet, und die scribae bezeichneten hier sicher nicht die Schriftsteller, sondern subalterne Schreiber und Bürokraten. Selbst an der Tübinger Universität waren Klopstock und Wieland verpönt, und der vorher schon zitierte Landeskundler von 1836 schrieb den Schwaben »viel ethischen, wenig ästhetischen Sinn« zu, ohne zu merken, daß er sich mit dieser falschen Zweiteilung selber ein-

fügte in ein letztlich kunstfeindliches Koordinatennetz, in dem sich heute noch ab und zu die Stuttgarter Ministerialbürokratie verfängt, wenn sie beispielsweise zur moralischen Kritik an staatlichen Theatern ansetzt.

Es ist noch nicht lange her, daß eine Schriftstellerin in einem großen schwäbischen - keinem oberschwäbischen! - Dorf ein vorzügliches Festspiel schrieb, das Bürgermeister und Gemeinderat bei ihr in Auftrag gegeben hatten; als Entgelt erhielt sie dafür nicht etwa gar nichts (dies hätte immerhin den falschen Schein des Honorigen gewahrt), sondern zwei D-Mark und ein »Vesper«. Ja noch durch spektakuläre literarische und literaturfreundliche Aktivitäten schimmert hierzulande gelegentlich reaktionäres Banausentum: der Verwalter eines Dichtearchivs gab jüngst ein Buch mit Grieshaber-Holzschnitten zum Gedächtnis eben jenes Dichters einfach weg, weil er keinen Zugang zu Grieshabers Kunst habe.

Schwaben, nicht Oberschwaben: ein vielfältiges, reiches Land mit einer fleißigen Bevölkerung; aber kein Paradies der Poesie. Doch erneut ist Vorsicht geboten, damit nicht auf dem Schuldkonto einer Region verzeichnet wird, was in Wirklichkeit in sehr viel weiteren Zusammenhängen steht.

Die Tatsache des Kulturföderalismus bedeutet ja nicht, daß damit alle übergreifenden Gegebenheiten beiseitigt wären.

Und tatsächlich scheint, legt man einen anderen Maßstab an, vieles von dem Gesagten auf Deutschland, auf die Bundesrepublik insgesamt zuzutreffen. Vor hundert Jahren wunderte sich Tolstoi darüber, daß die Werke Hebels - von dem er einiges auswendig konnte - nicht in den deutschen Bauernhäusern zu finden waren; »russische Bauern würden über diesen Büchern Tränen vergießen«. Es klingt wie ein späterer Wiederhall zu dieser Notiz, wenn in unseren Tagen immer wieder einmal aus der Sowjetunion berichtet wird, daß Millionen auf die Straße gingen, um sich als Subskribenten einer neuen Klassikerausgabe einzuzeichnen; mit den üblichen niedrigen Auflagen und der Knappheit der literarischen Produktion insgesamt sind solche Phänomene nur unzulänglich erklärt. Sie scheinen sich auch nicht einfach auf das Ergebnis eines politischen Systemvergleichs reduzieren zu lassen; dies beweisen westliche Beispiele. Das oft referierte Bild von französischen Angestellten und Arbeitern, die schon morgens in der Metro philosophische Werke lesen, sollte sicher nicht überstrapaziert werden - bezeichnender-

weise ist es ein Pariser Bild. Gleichwohl aber ist »literarisches Leben« in Frankreich und England eine realistische Kategorie, während es sich hierzulande eher um ein utopisches Postulat handelt.

Kultur — das war und ist in Deutschland einmal, was repräsentativ, schön und vorzuzeigen ist (verkörpert im Stil Bayreuths), zum anderen aber ist es Innerlichkeit, die nicht kostet.

Seit 20 Jahren werden in diesem Zusammenhang immer wieder die öffentlichen Aufwendungen für Büchereien genannt und mit Zahlen aus England, Holland oder Dänemark verglichen: 15 DM pro Kopf in Dänemark, 40 Pfennige in der Bundesrepublik. Die ermüdende Wiederholung dieser Zahlen spiegelt nicht etwa die Einfallslosigkeit derer, die eine neue Kulturpolitik anstreben, sondern ihr verzweifelt mühsames Geschäft: geändert hat sich an den Relationen so gut wie nichts.

Deutlicher als das bisher Gesagte weist das Stichwort Bibliothek darauf hin, daß literarisches Leben nicht nur aus Autoren, sondern mehr noch aus Lesern besteht. Nun wird der Leser in literarischen Diskussionen keineswegs ignoriert, sondern immer wieder mit zarten Pastellfarben gezeichnet: ein Garant freundlicher Innerlichkeit und meditativer Versenkung. Der repräsentative Typus literarischer Kommunikation besteht nach einer geläufigen Vorstellung darin, daß ein aufgeschlossener junger Mann eine Buchhandlung betritt, daß er dort von einer aufgeschlossenen jungen Buchhändlerin beraten wird, daß er interessiert an die Regale tritt und nach einer gewissen Karenzzeit mit dem »Gantenbein« oder dem jüngsten Handke zur Kasse schreitet. Als Agentur der Büchervermittlung gilt im allgemeinen - und das heißt hier: im bürgerlichen - Bewußtsein fast nur der Buchhandel.

Ich bin keineswegs der Meinung, daß über den Buchhandel zu viel geschrieben, daß ihm übertriebene Beachtung geschenkt würde; aber es ist doch die einzige Institution, die man sofort parat hat, wenn von Büchern die Rede ist - obwohl es schon immer andere gab, und obwohl diese anderen dem Buchhandel inzwischen teilweise den Rang abgelaufen haben. Von Kolportagehändlern war, vom Versandbuchhandel ist nicht die Rede; und selbst die Buchgemeinschaften werden zwar eifrig genutzt, aber nicht eigentlich als repräsentativ betrachtet. Gegenüber den Leihbüchereien, zumal gegenüber den sogenannten »wilden«, verhielt man sich in vornehmer Distanz; bezeichnend ist die Forderung,

den Handel zu säubern von »buchfremden Personen« - eine einigermaßen erstaunliche Bezeichnung für Leute, die neben dem Verkauf von Tabak, Schreibwaren u. ä. jede Woche ein paar hundert Bücher verleihen.

Als in diesen Wochen Besorgnisse um den neuen »Hör-Zu-Buchservice« laut wurden, da ging es vielfach nicht darum, daß hier ein weiterer bedenklicher -Schritt wirtschaftlicher Konzentration sichtbar wurde, und es ging auch nur bedingt um die Gefahr der Niveau-Senkung; Kritik wurde vielmehr in erster Linie daran geübt, daß hier an der hehrsten, angesehensten Institution des Bücherwesens, am Buchhandel, vorbeigeplant worden war.

Manchmal gewinnt man bei solchen Diskussionen und Kritiken den Eindruck, der Leser spiele fast keine Rolle, es gehe nicht um die Nutzung, den Gebrauch und Verbrauch von Büchern, sondern um die Stabilisierung des Nimbus, der bis heute Gedrucktes und zumal Gebundenes umgibt, um die Aufrechterhaltung einer Sphäre geliehener Kreativität, an der zwangsläufig nur wenige Anteil haben können:

»Wer den Leser kennt, der tut nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser - und der Geist selber wird stinken.« So *Nietzsche* vor nicht ganz einem Jahrhundert, vor 93 Jahren - »der Geist selber«, schön abgehoben von den vielen, auch und gerade wenn sie als Leser an ihm teilzuhaben versuchen, müßte inzwischen mindestens ranzig geworden sein.

Gewiß stellt dieses Nietzsche-Wort eine Überzeichnung, eine Karikatur dar; aber es liegt in der Richtung geläufiger Attitüden, welche auch zu Mißverständnissen und Schwierigkeiten beitragen, denen sich die Büchereien gegenübersehen - Mißverständnissen von außen, Schwierigkeiten im Inneren und nach außen. Ein paar Andeutungen dazu müssen genügen:

Die Vorstellung über Bestand und Angebot der Bibliotheken rastet ganz überwiegend ein im Bereich der Schönen Literatur. Das ist so geblieben, obwohl sich die sogenannte Schöne Literatur bisweilen als recht unschön präsentiert, und obwohl das Sachbuch die Belletristik inzwischen überholt hat - Zahlenangaben zum durchschnittlichen Anteil liegen bei 65 Prozent. Mit dieser Verschiebung ist auch die Funktion des Bibliothekars eine andere geworden; das ästhetische Priesteramt, das ihm - ob er sich selber dessen anmaßte oder nicht - oft von außen zu-

erkannt wurde, ist der Aufgabe schlichter Informationsvermittlung gewichen: je präziser, desto besser.

Ein zweites: die Bibliothek galt und gilt vielfach noch immer als ein Ort der »Pflege« von Literatur - eine Vorstellung mit handfesten äußeren Konsequenzen bis in die Benutzungsordnungen hinein. Mehr und mehr aber setzt sich die Einsicht durch, daß es um den Konsum von Literatur, besser: um den Umgang *mit* Literatur geht.

In diesem Zusammenhang könnte die Erweiterung der Bibliotheken zu Mediotheken heilsam sein; technische Medien müssen bedient werden, bauen also zwangsläufig jene Vorstellung mystischer Versenkung ab, die keineswegs falsch ist (man denke an Walter Benjamins schönes Wort von dem lesenden Kind, das »über und über beschneit vom Gelesenen« ist), die aber doch nicht die einzige Möglichkeit und Norm des Umgangs mit Büchern ist.

Dieser Umgang ist eine Frage der Einübung; und in diesem Kontext ist es angebracht, an die Misere unserer Schulbibliotheken zu erinnern, die unter den reichen Ländern sicher einmalig ist.

Ein anderer Aspekt der gleichen Vorstellung liegt in den allgemeinen Konnotationen zum Stichwort Bibliothek; noch immer ist das ein feierlicher Begriff, weit weg vom Alltag angesiedelt. In der Frage von Subventionen mag dies mitunter sogar nützlich sein; für ein wirkliches Funktionieren bedeutet es dagegen ein Hindernis. Durch den Bau neuer, stattlicher Bibliotheksgebäude ist dieses Problem zudem in eine andere Dimension gerückt. Früher fristeten öffentliche Bibliotheken oft ein dürftiges Dasein; aber sie waren Rückzugsorte - freilich nur für wenige. Heute gibt es manchmal monumentale Bibliotheksbauten in den Zentren der Städte, wo sie als Integrations- und Identifikationsmomente in verödenen Zonen wirken sollen. Diese Zielsetzung ist zweifellos positiv; aber die Rechnung erscheint mitunter etwas abstrakt.

Man wird die Frage stellen müssen, ob mit den eindrucksvollen Massivbauten nicht auch massive Sperren errichtet werden. Die Alternative dezentralisierter Spezialbibliotheken, die beispielsweise im Universitätsbetrieb eine oft unterschätzte Rolle spielt, bietet sich hier nicht an; es geht ja gerade um ein umfassendes Angebot, und mit Recht hat man gerade zum Sammeln

geblasen, zur Konzentration, Vergrößerung und Arrondierung der Bestände. Nur sollte man versuchen, möglichst viel auch von der Winkel-seligkeit, von der Vertrautheit innerer Hori-zonte zu retten. Das ist zum Teil ein architek-tonisches, zum Teil ein intern-organisatorisches Problem.

Sicher ist es aber auch eine Frage zusätzlicher Aktivitäten, welche die Bibliothek öffnen nach außen und dadurch die Wege von außen ebnen. Literatur live, wie in Biberach - das ist ja nicht nur ein spektakulärer Almbtrieb bekränzter Dichter; das ist auch die Biberacher Lesegemeinschaft für ältere Menschen, das ist die Literaturarbeit mit Strafgefangenen in Ravensburg, der literaturpädagogische Lesezirkel der Volkshochschule Ulm, die Verlagskooperation Pfullinger Kinder, der »Fahrende Bücher-dienst« und vieles andere mehr.

Ihr spezifisches Gewicht erhalten diese wenigen Andeutungen aus der Tatsache, daß der Leser keine soziologisch neutrale Größe ist. Meistens kommt, wenn schon nicht nur von *dem* Leser die Rede ist, der Plural durch psychologische Differenzierung zustande: »Es gibt«, so schrieb der Essayist *Carl Julius Weber* im vorigen Jahrhundert, »mehr Arten Leser, als Sterne Arten von Reisenden classifizierte; es gibt neugierige, heißhungrige Leser, kritische oder mürrische, wißbegierige und bloß müßige, sich amüsieren wollende Leser, Vielleser und Wenigleser, wollüstige Leser, erbauliche Leser, gelehrte und ungelehrte, lustige und ernste Leser und auch bloß schläfrige Leser, die nur vorm Schlafengehen ein Buch als eine Art Opiat gebrauchen.«

Der Leser, die Leser - sie erscheinen als je einzelne, ausgestattet mit verschiedenen Dispositionen und Bereitschaftsgraden. Von Nichtlesern ist nicht die Rede; aber es gab sie und es gibt sie immer noch, und sie rekrutieren sich fast alle aus den unteren Schichten. Für sie stellt sich nicht die kokette Karl-Kraus-Frage: »Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?« — für sie ist Literatur und Lesen überhaupt keine Frage.

Die Abschließung unterer Volksklassen gegen die Literatur, ihre Distanz zum Buch ist dabei durchaus traditionell, und wer im »Schwäbischen Wörterbuch« (und andere regionale Wörterbücher könnten das Ergebnis höchstens geringfügig modifizieren!) unter *Buch* und *lesen*

i Vgl. BuB 1977, i, 65-69.

BuB (29. Jg.) H. 3/1977

nachschlägt, erhält einen höchst eindeutigen Befund: Buch - das ist zunächst einmal *das* Buch, die Bibel, die ja, wie wir aus archivalischen Studien wissen, tatsächlich in vielen Haushalten lange Zeit das einzige Buch war.

Wo das Wörterbuch Weiterungen mitteilt, sind sie fast alle ironisch: das Buch der Könige - das sind die Spielkarten, und »im Büchle mit 32 Blättern bete« heißt Karten spielen; ja selbst für den sexuellen Verkehr gibt es eine ironische Wendung: »in dem Buch lesen, das man mit den Knien aufschlägt« - eine besondere Art von Literatur live. Wirkliche Bücher sind dagegen wenig gefragt: »Bücherschmecker haben schlechte Äcker.« Das schließt einen ambivalenten Respekt vor Bücherlesern nicht aus, für die man allerdings charakteristische, distanzierende Vergleiche bereit hält: »lesen wie a Doktor, wie a Pfarrer«; für die meisten aber gilt: »Du kascht au lesa, aber nu Äpfel und Bira« - du kannst auch lesen, aber nur Äpfel und Birnen.

All das ist ländlich, vorindustriell - aber es ist nicht passe, es kann nicht passe sein. Es ist auch nicht nur und nicht einmal primär die affektive Bildungsdistanz, die Bücher fremd bleiben läßt; meist sind es die alltäglichen Lebensbedingungen. Protokollnotiz aus der Erzählung einer jungen Frau, der Bewohnerin einer oberschwäbischen Obdachlosensiedlung: »... ich bin nachts um zwei vom Bedienen kommen, hab' mir ne Zigarette an, noch ein paar Seiten lesen - dann war's halb vier, bis ich 's Licht ausgemacht hab. Aber meistens les ich Wildwest-Romane. Ich les auch zwischendurch mal andere Bücher, gell, also ... Aber ... wenn ich furchtbar mit den Nerven fertig bin, dann les ich sowas, da bin ich dann ganz dabei. - Ich kann mich im Lesen abreagieren. Da vergeß ich, weil, wenn ich les, da bin ich, da kann ich, wenn's was zum Lachen ist, lachen, oder ich kann weinen bei einem Buch oder irgend so ... Ich bin da einfach ... da bin ich ganz dabei. Und da kann ich mich dann irgendwie, wenn ich große Sorgen hab und ich les ... Die ersten Seiten kann ich mich noch nicht so konzentrieren. Aber dann komm ich rein, wenn's interessant ist. Und drum les ich solche Sachen, wo dann wirklich was passiert, wo ich dann ... und dann bin ich ... dann kann ich abschalten.«

Auf das Problem, das hilflos und eindringlich zugleich in diesem Bericht angesprochen wird, ist der Vorschlag, die Bibliotheken rund um die Uhr offen zu halten, sicher keine Antwort. Es ist überhaupt keine Frage einer irgendwie gearteten »Literaturversorgung«, sondern eine Frage der Lebensweise insgesamt, der gesellschaftlichen Positionen und Möglichkeiten, eine Frage also, die mit technischen Hilfen im Horizont unseres Themas nicht zu lösen ist. Der alte Goe-

the notierte in seinen Maximen und Reflexionen: »Fehler der sogenannten Aufklärung: daß sie Menschen Vielseitigkeit gibt, deren einseitige Lage man nicht ändern kann.«

Ist das zynisch — oder ist es nur realistisch? Jedenfalls ist damit ein Problem anvisiert, dessen Lösung nicht in der Rücknahme der vielseitigen — oder vielseitig machenden — Aufklärung liegen kann, sondern nur in Änderung einseitiger Lagen.

Der Bibliothek kommt dabei eine ganz untergeordnete Bedeutung zu, aber sie kann doch, wie es *Rolf Schwendter* ausgedrückt hat, ein »Klima von Politisierungs- und Emanzipationsmöglichkeiten für nichtindustrielle Lohnabhängige schaffen«. Schwendter wendet sich damit ab von euphorischen sozialen Umarmungsbekenntnissen; er sieht die Wirklingsmöglichkeiten auf nichtindustrielle Lohnabhängige begrenzt - sicher gehört es aber *auch* zur Aufgabe der Bibliothek, die Industriellen zu erreichen. Und vielleicht gibt es doch manche Indizien dafür, daß sie erreicht werden können.

Hierzu gehört beispielsweise die schon erwähnte Verlagerung der Schwerpunkte in den Bibliotheksbeständen - das Überwiegen des Sachbuchs. Gewiß gibt es auch beim Sachbuch Niveauunterschiede, Differenzierungen, Verständ-

nisbarrieren; aber der Zugang scheint doch sehr viel genereller zu sein, und viele Sachbücher haben den gleichen schichtenüberquerenden Effekt wie Bayern München oder Rudi Carrell im Fernsehen. Freilich besteht durchaus die Gefahr, daß in der ‚Rezeptionsszene‘ eine neue Dichotomie, eine ärgerliche Zweiteilung entsteht: für die einen ‚richtige‘ Literatur, von Dichtern und so, mit der Legimität, die Realität zu durchbrechen und den Leser in eine Spielwelt zu führen - für die anderen nur die blanke Abbildliteratur.

Hier schließt sich gleich noch ein weiterer Aspekt an: Eine wirkliche Durchbrechung der getrennten Kommunikationszirkel ist wahrscheinlich nur dann möglich, wenn auch die Zweiteilung der fiktionalen Literatur in verständliche, aber triviale einerseits, und gute, aber unverständliche, ja geradezu hermetische Literatur andererseits überwunden wird.

Ich bin mir dessen bewußt, daß ich mich mit dieser Feststellung einer gefährlichen Klippe nähere: erst vor kurzem hat ein professioneller Ästhetiker des Landes jene altbekannten Forderungen an die Kunst und die Künstler aufgewärmt, sie müßten sich befreien von allem Niedrigen, von der »Fäkaliensprache« vor al-

Literatur und Raumplanung

*Wir sprachen mit Heimatdichter
Eberhardt Schäfer*

ECHO: Herr Schäfer! Eberhardt Schäfer gilt seit Jahrzehnten als der größte und einzige Dichter unserer Umgebung. Wer kennt sie nicht, seine herrlichen Verse, in denen er Quadratkilometer um Quadratkilometer unserer Heimat besingt. Es sind Werke von pompöser Schlichtheit, hinter denen sich häufig ein wahrer Kern verbirgt. Stellvertretend sei nur eines der vielen genannt.

Ode an den Wald

Buchen, Tannen, Fichten,
Du Wald voller Eichen,
Föhren, Kiefern, Espen,
Du Wald, oh du Wald!

Herr Schäfer! Zunächst etwas Grundsätzliches: Welche Voraussetzungen muß man als Heimatdichter mitbringen?

SCH.: Wie das Wort schon in seinem ersten

Teil sagt, »Heimat«. Eine Heimat ohne Dichter, das ist möglich, aber umgekehrt! Können Sie sich ein Motorrad ohne Fahrer vorstellen? Sicher. Aber können Sie sich einen Motorradfahrer ohne Motorrad vorstellen? Sehen Sie.

ECHO: Wie wird man denn nun eigentlich Heimatdichter?

SCH.: Das muß man, wie in jedem Beruf ganz klein anfangen. Ich persönlich habe zunächst nur einzelne Bäume besungen bzw. angedichtet. Dann kleinere Waldlichtungen (2–3 Hektar) oder gelegentlich einen Kilometer Feldweg. So wurde ich allmählich reif für Größeres. Im letzten Jahr beispielsweise habe ich eine Stadt mit 60 000 Einwohnern besungen — in 15 Worten! Tja, mein Lieber, das sind Relationen.

ECHO: Aber geht einem nicht irgendwann der Stoff aus?

SCH.: Aber wo denken Sie hin. Nur wenn man will. Es gibt so viele Fleckchen auf dieser Erde, die noch nicht besungen sind.

lernen, »von der Negativität und der ihr verbundenen Verzweiflung«-im Dienst und »im Sinne einer konservativen Kulturrevolution«, die sich »gegen das Prinzip aller politischen Tendenzen« richte. Innerhalb der Literatur, innerhalb der Künste dürften solche Appelle wohl kaum große Folgen haben; die Zahl derer ist klein, die man »konservative Kulturrevolutionäre« nennen könnte; aber es erscheint doch angebracht darauf hinzuweisen, wie nahe in solchen Begriffen und in solchem Kontext Kultur und ein militanter Staatsschutz zusammenrücken.

Wer aber ein Wort für das Prinzip Verständlichkeit einlegt, muß weder dieser durchsichtigen Attitüde verpflichtet sein noch dem »amor intellectualis zum Küchenpersonal«, von dem Adorno spricht, wo er die Autonomie künstlerischer Produktiventfaltung gegen jeden Konfirmitätsdruck verteidigt. Gewiß, Künstler sind immer Vorreiter, Wegbereiter der sinnlichen Wahrnehmung und des Verstehens; und in einer Stuttgarter Kontroverse hat sich *Friedrich Wolf* schon vor fast 50 Jahren dagegen gewandt, daß die Dichter auf das Unproblematische, Schöne festgelegt werden: »Überall wo ein Bruch in einer Epoche entstand in den Tagen einer Zeitenwende, da die Menschheit scharf in der Kurve lag und die Axen glühten, da waren die Dichter und Dramenschreiber die ersten, die sich noch weiter in die Kurven legten, die das Tempo beschleunigten; denn nur so sind Kurven zu nehmen.«

Zum Beispiel das auf Ihrer Krawatte. Aber Spaß beiseite. Sehen Sie, ich bin seit 15 Jahren Profi und habe erst die Nord-Süd-Achse unserer Heimat durchdichtet. Die nächsten Jahre werde ich mich mit der Ost-West-Achse beschäftigen. Sicher, es wird Überschneidungen geben . . .

ECHO: Sie haben sich auch theoretisch mit dem Phänomen »Heimat« beschäftigt...

SCH.: Ich möchte da nur an ein Werk erinnern, das seinerzeit gewaltige Kontroversen in Fachkreisen nach sich gezogen hat. »Meine Heimat — Deine Heimat, eine Gegenüberstellung«. Momentan arbeite ich gerade an einem Anleitungsbuch für Anfänger: »Heimat für Fremde«.

ECHO: Aber bleibt Ihnen denn da noch Zeit für ein Privatleben? Haben Sie ein Steckenpferd?

SCH.: Nicht viel, nicht viel. Ich habe nur noch ein Hobby. Ich mache Nachdichtungen. Am liebsten Schiller. Zum Beispiel:

Die Aufgabe ist hier präzise benannt: Beschleunigung des Tempos, auch im Geistigen, Probefahrt - aber die Strecke, die ja auch die Strecke des Lesers ist, sollte erkennbar, verstehbar bleiben. Zitat: »... der Grund, aus dem man häufig Absätze macht, ist, daß die Augen des Lesers nicht müde werden sollen, und so fesselt man ihn, ohne daß er davon weiß, indem man ihm seine Aufgabe einfach macht.«

Eine solche Äußerung wäre bei uns fast nur denkbar von den Produzenten oder für die Fließbandhersteller der Kiosk-Literatur. Sie stammt aber von einem progressiven schwarzen amerikanischen Autor, der beispielsweise darüber nachdenkt, daß er »kurze Sätze mit kurzen Wörtern« verbinden muß, »wenn die Leute laufen«, und »lange Sätze und lange Wörter, wenn die Leute schlafen«, der sich immer wieder die Schwierigkeiten des Lesers vor Augen führt, der ja die »Schau« des Autors in seinem Kopf noch einmal inszenieren muß - kurz, der nicht aus Desinteresse oder Sturheit, sondern zwangsläufig noch immer zum Voltairischen Dictum steht, daß alle literarischen Gattungen gut sind außer der langweiligen Gattung.

Provinzliteratur - Literaturprovinz? Unter solchen Aspekten, die sich auftun im weiteren Bereich der literarischen Kommunikation, sind das keine puren Gegensätze. Aufgabe der Literaturprovinz ist es zu vermitteln, die steilen Schwellen zu den Geistesstempeln abzutragen, die nur noch in einer allzu respektvollen, ja unterwürfigen Phantasie existieren.

Die Glocke

**Festgemauert in der Erde
Steht die Form aus Lehm gebrannt
Heute soll die Glocke werden,
Frisch, Gesellen, seid zur Hand . . .**

Genauer kann man nicht nachdichten.

ECHO: Noch eine letzte Frage: Was für Pläne haben Sie für die Zukunft?

SCH.: Nun, einen Teil habe ich ja bereits angeschnitten. Außerdem will ich mich in nächster Zeit einem Thema widmen, das von den meisten meiner Kollegen bisher vernachlässigt wurde, obwohl es der tragende Bestandteil unserer Heimat ist. Die Heimat-erde. Kommendes Frühjahr soll mein erstes Buch mit unterirdischen Gedichten erscheinen.

ECHO: Dabei wünschen wir Ihnen viel Erfolg. Wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

(Dieses »Interview« stammt von Uli Keuler und ist, mit freundlicher Genehmigung, Heft 3 der »Tübinger Texte« [Postfach 2565, 7400 Tübingen] entnommen.)

üteraturprovinz: das ist keine Abschottung gegen Größe und gegen die Großen, die ja — das erleichtert das Zusammenspiel — bei aller nervösen Sensibilität für die ausgleichenden Tendenzen unserer Epoche doch ihrerseits bestimmten Provinzen verbunden sind; dies ließe sich an Boll und Grass, an Handke und Kühn, an Hermann und Siegfried Lenz, an Robert und Martin Walser zeigen.

Literaturprovinz: das ist nicht notwendig ein Verleugnen von Maßstäben jenseits des Horizonts (der ja kein geschlossener ist - viel weniger als im Zeitalter der Territorialstaaten); aber es ist doch auch Beachtung des Eigenen ohne ängstliche Gipfelblicke, Erschließung kürzerer Wege zwischen Autor und Leser und Hörer.

Im Laufe der letzten Jahre ist die Dialektdichtung in Mode gekommen - der direkteste Ausdruck von Literaturprovinzen, von regionaler, ja lokaler Ausprägung der Literatur. Die Bedeutung der Dialektdichtung liegt nicht, wie manche Mundarrdichter meinen, in der Bewahrung oder Rettung eines mythischen Sprachbereichs, im Konservieren schon toter Sprachformen. Die Mundartdichtung ist von Bedeutung, weil es ihr gelingt - oder vielleicht vorsichtiger gesagt: sie hat um so mehr Bedeutung, je besser es ihr gelingt - neue Wege zu einem vielleicht neuen Publikum zu ebnen.

Insofern sind auch hier die äußeren Formen der Vermittlung von besonderer Wichtigkeit - die fröhliche oder auch agitatorische Inszenierung mit Musik, die Entwicklung einer neuen »Spruchdichtung«, wie man mit einem mittelalterlichen Ausdruck sagen könnte. Ähnliches gilt von den Versuchen der Werkkreise Literatur der Arbeitswelt, deren Funktion es ja nicht nur ist, einem vernachlässigten inhaltlichen Bereich Geltung zu verschaffen, sondern deren Funktion es auch ist oder sein sollte, neue Leser zu finden.

Ich kehre noch einmal zum historischen Ausgangspunkt dieser Überlegungen zurück - dabei dürfte deutlich geworden sein, daß das Historische hier nicht als Schleichweg zu einer unproblematischen Zeitlosigkeit verstanden wird, sondern gerade als Perspektive auf die Bedingtheit und Veränderbarkeit jeder Epoche, auch der Gegenwart, deren Gesicht uns allzu leicht als natürlich-selbstverständlich und damit unveränderlich erscheint. Zu den Zuschauern im Ulmer Wengenstift gehörte auch der evangelische Geistliche *Johann Martin Miller*, der 1776/77 seinen Roman »Siegwart« herausbrachte. Er ist heute so gründlich vergessen, daß nicht einmal dieses runde Jubiläum die Feuilletonisten beflügelte. Und doch rührte jene Kloster- und Liebesgeschichte, in der auch die Aufführung von Schauspielen im Kloster geschildert wird, hunderttausende zu Tränen.

Provinzliteratur? Gemessen an den poetischen Höhenflügen jener Sturm- und Drangzeit, und zumal im Rückblick, gewiß. Aber die Literaturgeschichte vergißt im allgemeinen die wichtige Vermittlungsfunktion derartiger Dichtungen. Gerade sie sind oft in der Lage, neue Leserschichten zu erschließen. Im Fall Miller waren es vor allem weibliche Leser; und im Umkreis dieser halb verspotteten und halb inbrünstig geliebten empfindsamen Literatur gediehen bald nicht nur Leserinnen, sondern auch Autorinnen. Gewiß: vorbei, vergessen auch sie, wie Johann Martin Miller; aber es war doch ein kleiner, mit einem falschen Bild möchte man sagen: tränenschwangerer Schritt auf dem Weg, den man heute pauschalierend als »Emanzipation« rühmt oder auch schon nicht mehr rühmt.

Literaturprovinz - und in ihr die Bibliotheken, die Autoren, die Verleger, die Buchhändler, die Lesehelfer — hat die Aufgabe, auch und gerade solche kleinen Schritte zu ermöglichen und zu fördern. Ganz andere Schritte freilich als vor 200 Jahren, tränenlose: Sentimentalität verbirgt sich, und der fraglose Kult des Schönen ist vorbei.